

Der Satellit
erscheint Montag,
Mittwoch und
Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kron-
städter Zeitung kostet
halbjährig 5 fl. mit
Post 6, ins Ausland
6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 19.

Montag, den 15. Februar.

1858.

Der Kapellmeister.

Novelle, mitgetheilt von Karl Leschner.

(Fortsetzung.)

Der Baron, der während der in höchster Aufregung gesprochenen Enthüllungen des Schulmeisters bleich geworden war wie eine Leiche, fuhr bei der letzten Eröffnung heftig zusammen. Nur mit Mühe errang er Fassung und erwiderte mit falscher Ruhe und erzwungenem Lächeln:

Ihr habt Euch schöne Ammenmärchen ausgedenkt, lieber Herr Schulmeister.

Ammenmärchen nennen Sie es, Herr? Stehen nicht vor Ihnen zwei vollgültige Zeugen? Habe ich nicht mit heiliger Sorgfalt alle Papiere aufbewahrt, die sich auf Heinrich und seine Mutter beziehen? Sie fanden damals freilich keine Zeit, den armen, simplen Schullehrer zu beachten, und er war klug genug, Ihnen aus dem Wege zu gehen; denn hätten Sie, damals mit Hilfe des Säbels der Gewaltherrscher von Neulhausen, geahnt, daß er es sei, der jeden Ihrer Schritte beobachte, so wäre er wohl nicht mehr unter den Lebenden. Ich aber habe Sie nicht mehr aus den Augen gelassen, und wäre die Mutter wiedergekehrt, ich hätte Ihnen einen Proceß bereitet, der Ihnen Kopf und Kragen kosten sollte. Bis heute habe ich diesen Gedanken gehegt, aber Gott wollte es nicht; die Mutter ist nicht wiedergekommen. Wohlan! sühnen Sie die Vergangenheit, Herr Baron; retten Sie Heinrich, der hier als Herr des Gutes sein sollte — und Alles soll dem Grabe der Vergessenheit übergeben sein!

Der Baron wischte sich den Schweiß von der Stirn. Man merkte es ihm an, daß er einen schweren Kampf kämpfte.

Alfanzereien! rief er endlich, mit Mühe seine Beklommenheit überwindend. Ich verstehe mich zu Nichts. Ich allein bin Herr auf diesem Besitztum — das Alte ist todt; und wenn Ihr hingehet und mich verklagt, so werde ich Euch als Kerle bezeichnen, die sich nur an mir rächen oder durch einen heillosen Betrug von mir Geld erpressen wollen.

Zornröthe bedeckte das Gesicht des Schulmeisters.

Sie verstehen sich zu Nichts, Herr Baron? Nun denn, so bin ich noch nicht zu Ende. Sie haben mich oft in meinem Amte wie einen Ihrer Drescher behandelt, mich oft einen alten

Narren gescholten. So wissen Sie denn auch, Herr, daß ich Ihr Schwiegervater bin, denn jene Ludmilla v. Affe, die Mutter Ihrer gemißhandelten Louise, war meine Tochter. Der Hochmuth trieb sie heraus aus den kleinen bürgerlichen Verhältnissen, Sie verachtete ihren Vater und zog, durch unglückselige Schönheit glänzend, als vornehme Abenteurerin in der Welt umher, bis sie als Ihre Gattin hierher zurückkehrte, wo sie seit ihrem zwölften Jahre nicht mehr gewesen war. Schon am Tage nach ihrem Einzuge beschwor sie mich in einer geheimen Unterredung, mich nicht um sie zu bekümmern, und ich ließ sie ruhig an Ihrer Seite; sie war ja glücklich. Hier sind ihre Briefe, Herr Baron.

Der Schulmeister öffnete mehrere Blätter und reichte sie dem Baron hin. Aber Dieser war auf einen Sessel gesunken und wargte ihn in fürchterlicher Aufregung ab.

Gehen Sie in sich! mahnte der Mönch.

Retten Sie Heinrich v. Boyen! sprach drängend der Schulmeister.

Laßt mich jetzt allein — ich muß Bedenkzeit haben! sammelte der Baron.

Gut, wir gehen, sagte der Schulmeister. Aber entschließen Sie sich schnell, Herr Baron. Jede fernere Stunde ist eine Stunde der Höllepein für den bedrohten Heinrich, und eilf schwere Wochen harret er der schönen Freiheit hinter dem Eisengitter.

Die Beiden gingen. Als sie schon die Thüre geöffnet hatten, raffte der Baron sich auf und stürzte ihnen nach.

Schweigt! stieß er mühsam hervor, während sie sich entfernten. Dann schritt er in suchbarer Bewegung im Zimmer auf und ab und sann nach einem Auswege, aber er fand keinen, denn immer wieder trat ihm die Nothwendigkeit vor die trübe Seele sich selbst als Mörder anklagen zu müssen, wenn er Heinrich von Boyen retten wollte.

Der Schulmeister begab sich nach seinem Weggange aus dem Schlosse mit Stephanus nach dem Schulhause, um zu sehen, was aus seinen zurückgelassenen Habseligkeiten geworden sei. Ein Substitut, den er nicht kannte, empfing ihn mit langem Gesicht und schänder Kälte. Seine Sachen waren in einen Winkel geworfen, denn Niemand hatte erwartet, daß er jemals zurückkehren werde. Mit einem bittern Gesühle verließ der Alte

die ihm einst so liebe Stelle und schritt nach dem nahen Friedhofe, um die Stätte seines längst in Gott ruhenden Weibes aufzusuchen. War dies doch der einzige Ort, wo er noch eine Heimat hatte! Lange stand er in stummen Sinnen an dem besmoosten Hügel, von welchem eine einzige Rose ihm entgegen blühte.

Sei mir begrüßt, meine Geliebte! sagte er leise vor sich hin. Du hörst meinen Gruß, denn du lebst, und die Rose ist dein beseligendes Bild. Ach, daß ich schon bei dir wäre, Selige, denn hier auf der schönen Erde ist keine Freude mehr für mich. Aber ich habe noch eine schwere Pflicht zu erfüllen, und wenn ich sie erfüllt habe, dann komme ich zu dir, mein gutes Weib!

Zwei große Thränen fielen aus seinen Augen auf den Hügel, dann blickte er wie erleichtert empor und brückte im Geiste die theuere Entschlafene an sein Herz.

Plötzlich trafen seine Augen eine schwarz gekleidete Dame, welche tiefgebeugt an einem Grabe stand und Blumen darauf streute. Er schaute genauer hin; es war die Stätte des vorigen Gutsherrn, Leopolds v. Bohen. Dieser Umstand erregte seine Aufmerksamkeit. Wer konnte an dem längst Verstorbenen, der im Orte keinen Anverwandten mehr hatte, ein so reges Interesse nehmen? Er näherte sich der fremden Dame. Sie hatte sehr markante, noch schöne Züge. Aber sie war sehr bleich, und ihr volles Haar spielte bereits ins Graue. Sie schien vor der Zeit gealtert zu sein. Erst als Herz ihr ganz nahe stand, schaute sie überrascht auf.

Er grüßte höflich. Sie nickte nur unmerklich mit dem Kopfe.

Sie scheinen großes Interesse an diesem Grabe zu nehmen, edle Dame, redete er sie an.

Ja, ein großes, erwiderte die Fremde mit leiser, zitternder Stimme.

In dieser Stimme fand der Schulmeister bekannte Laute. Seine Spannung wuchs.

Hier ruht ein herrlicher Mann, sprach er weiter.

Ach, ein herrlicher Mann! erwiderte die Dame seufzend und neigte sinnend das Haupt.

Ich habe ihn mit eingesenkt, sagte der Greis.

Sie stugte.

Wie? fragte sie erregt und sah ihn scharf an.

Großer Gott! rief er und blickte ihr unverwandt ins Gesicht — mir zuckt ein Gedanke durch die Seele! Aber nein, die Gräber thun sich nicht auf. Die Seligen kehren nicht zur Erde zurück! Sie haben so viel Ähnlichkeit mit der unglücklichen Marie v. Bohen. — Aber es ist ein Wahn — Sie sind es nicht.

Ich bin's, entgegnete die Fremde.

Gott im Himmel, welche Fügung! rief der Schulmeister außer sich. Jetzt stehen Sie vor mir in voller Klarheit. Ich erkenne Sie an ihren sanften Zügen, an Ihrer schönen melodischen Stimme!

Aber wer seid Ihr, guter Mann?

Erkennen Sie mich nicht, gnädige Frau? Freilich, ich bin alt und unkenntlich geworden! Nur das Herz ist jung geblieben. Ich bin der Schullehrer Gottlieb Herz, seit fünfunddreißig Jahren in Reihhausen.

Ihr seid es, lieber Freund? Dank dem Himmel, daß ich doch wenigstens eine bekannte Seele wieder finde! sonst habe ich nichts hier als dieses theuere Grab, nach dem ich mich lange heiß gesehnt.

Ich hielt Sie längst für todt, gnädige Frau. Der böse Baron —

Still von dem Glenden! unterbrach ihn die Dame heftig. Er soll meine Empfindungen nicht mehr entweichen, denn er hat den Fluch des Verhängnisses auf mein Haupt herab beschworen. Hätte er mich damals getödtet, vielleicht wäre es besser gewesen. Aber er mordete nur mein Kind und sagte, es sei in den See gefallen und ertrunken. Ich gerieth in Raserei und wollte mich ihm nachstürzen, aber er hielt mich mit roher Faust zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Zunstzwang und Gewerbefreiheit im Lichte der Gegenwart.

Von Karl Ritter v. M. . .

(Fortsetzung)

Wenn wir unser heutiges Zustwesen von der Seite seiner unmittelbaren Zweckmäßigkeit oder Nützlichkeit untersuchen, so finden wir, daß diese Faktoren so viel wie gar nicht mehr vorhanden sind.

Die Zwecke des Zustinstitutes sind:

Sicherheit eines zureichenden Auskommens für den Handwerker und Erhaltung der Geschicklichkeit in den Gewerben.

Beides sind recht respectable Zwecke, gegen welche sich gar nichts einwenden läßt, nur daß sie ohne Zunft und Zunftzwang eher und sicherer erreicht werden.

Ein zureichendes Auskommen, und auch darüber, wird der in seinem Fache tüchtige, dabei fleißige und ordentliche Handwerker jederzeit finden, vorausgesetzt, daß sein Handwerk, als solches, nicht eingeeht, dem Nichtbedürfnisse oder der Mode nicht zum Opfer fällt, was kein Zunftzwang abzuwenden vermag.

Die Zünfte, den jetzigen Meistern zu Liebe, fortbestehen zu lassen, nur weil sie den Uebergang aus dem gegenwärtigen Zustand in den entgegengesetzten fürchten und das ist wohl das Hauptmotiv ihres Festhaltens am alten Jopf wäre nicht nur ein Unrecht gegenüber den Konsumenten, sondern auch ein großes Unrecht gegen die Industriellen selbst, und nachgerade ein thörichter Widerspruch mit dem Geiste der Geschichte.

Jeder Uebergang aus einem Zustande in den anderen, hat seine Uebelstände, sein Unbequemes — oft Peinliches. Dies alles muß verwunden werden. Der hartnäckigste Konservative — der tapferste Kämpfer für das Zustwesen, wird nicht behaupten wollen, daß das, was vor Jahren gut und nützlich gewesen, es auch gegenwärtig sei, und daß das gegenwärtige Gute für alle Zeiten gut bleiben müsse. Damit wäre ja dem Fortschritt und dadurch der Erreichung und Erfüllung unserer Bestimmung, in vorhinein das Urtheil gesprochen.

Wohl ist es ein Sittlichkeitsprincip, daß das Gute zu allen Zeiten und unter allen Umständen gut sei — daß es kein bedingt Gutes geben könne. Darin ist aber bloß das abstrakte, das göttlich Gute, nach ethischen Begriffen ausgesprochen.

Aber, es gibt auch einen konkreten Begriff des Guten, — das menschlich Gute, — welches sich auf Zeit und Umstände bezieht, und eben so veränderlich ist als diese beiden Factoren; — ein beweglich Ding, das nur so lange gut ist, als eben nichts Besseres kommt. Wir wollen diese Art mit dem Worte Nützlichkeit bezeichnen.

Es ist schon bemerkt worden, daß in gewissen Fällen selbst die Einschränkung der persönlichen Freiheit, der natürlichen, jedem Menschen angeborenen Rechte, gut, weil nützlich sei, daraus darf aber nicht der Grundsatz hergeleitet werden, daß solche Einschränkung an sich gut und recht sei, daß sie für immer dauern solle. Es wäre dies ein höchst gefährliches Princip durch welches wir nach und nach aus freien Saatsbürgern Marokkaner würden. Davor möge uns Gott bewahren, wie vor dem Chinesenthum, wie wohl die Kinder des himmlischen Reiches vor zweitausend Jahren eben so schönes Porcelan erzeugt, eben so tadellose Lackarbeiten geliefert, wie heut zu Tage — und mit ihren Zuständen nicht nur zufrieden sind, sondern sogar mit Stolz und Verachtung auf uns Barbaren herabblicken, während vielleicht 50,000 gut geführte Truppen mit einem Duzend Kriegsschiffen hinreichen dürften das ganze chinesische Reich, mit seinen Hundert Millionen Einwohnern, gleich einem Theebret von Chinesischem Porcellan, das man an die Wand wirft in Trümmer zu schlagen. — Zu solchen kindischen Vorstellungen führt der Konservatismus in seiner Ueberschwenglichkeit, und wir haben allen Grund zu fürchten, daß es unter unsern, sonst ehrbaren, Professionisten gar manchen Chinesen gibt.

Was die Erhaltung der Geschicklichkeit in den Gewerbe betrifft, so ist dafür das beste, das durchgreifendste, das nachhaltigste Mittel in der Konkurrenz gefunden. Diese kommt dem entschlossenen und tüchtigen Handwerker, eben so zu statten, wie dem Konsumenten.

Trotz unsern vielen Gast- und Wirthshäusern in Kronstadt, und der so lebhaften Frequenz derselben, speisen wir, vergleichungsweise, doch überall schlecht und trinken schlechten Wein. Die Frequenz wäre da, allein die Konkurrenz fehlt. Sie ist unterdrückt, weil unsere Herren Wirthe und Trakteurs, wenn auch nicht de jure, so doch faktisch eine Zunftgenossenschaft bilden, der wir nichts anhaben können. Weh' dem Gaumen und Magen, aber auch der Tasche desjenigen, dem es hier nicht gelungen, sich vom Wirthshause zu emancipiren. — Vom Schneider und Schuster können wir uns aber schlechterdings nicht emancipiren, und doch gilt für diese, wie überhaupt für alle hiesigen Gewerbe, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, so ziemlich das Nähmliche, nur daß die Sache hier weit gefährlicher aussieht, weil die Handwerker sich hinter dem Schilde einer gesetzlichen Institution bergen, hinter eine unüberwindliche Schranke, während ein oder zwei entschlossene — intelligente — nur mit mäßigen Geldmitteln versehene Wirthe, hinreichen würden, das gegenwärtige Wirthshauswesen oder Un-

wesen zum Besten des consumirenden Publikums, und gewiß nicht zu ihrem eigenen Schaden, umzugestalten.

Ein jeder ehrlicher Handwerksmann wird mit uns darin übereinstimmen, daß das sogenannte Meisterstück ein höchst unzuverlässiges von den argen Mißbräuchen die damit getrieben werden abgesehen, sogar kindisches Mittel ist, um daraus die Kenntnisse und die Geschicklichkeit des Bewerbers um das Meisterrecht zu erschließen. Unser gutes Kronstadt wimmelt von Meistern aller gewerblichen Branchen. Sie alle haben Meisterstücke geliefert. Sind sie aber auch alle wahre Meister? Wir glauben es nicht, nachdem wir vielfältig Gelegenheit hatten uns vom Gegentheile zu überzeugen.

Wie arg wird doch der schöne, der so viel sagende Name: Meister mißbraucht! Das Kleid macht nicht den Mann — das Wort nicht die Sache. Wie mancher sogenannte Meister ist ein Stümper, oder, was gleichbedeutend ist, ein Pfücher in des Wortes schärfster Bedeutung, und mancher sogenannte Pfücher hätte es zur Meisterschaft bringen können, wäre er nicht dem Zunftzwang und den Chikanen zünftiger Gewaltträger erlegen; oder, er ist, trotz Zunft, Zunftzwang und Zunftregel ein wahrer Meister gegenüber so manchem zünftigen Pfücher. Viele sind gewählt, aber nur Wenige sind auserkoren.

(Fortsetzung folgt.)

Vor zehn Jahren.

Die „österreichische Zeitung“ macht einen Rückblick in die Februartage des Jahres 1848 in Frankreich und zieht zwischen heute und vor zehn Jahren eine Parallele von so großem Interesse, daß wir die Ansichten der genannten Zeitung in die unsere übertragen. „Wir sind im Februar des Jahres 1838“, sagt das angeführte Blatt. „Zehn Jahre sind gerade vergangen, seitdem Odillon-Barrot jene Bankette veranstaltete, welche die Veranlassung zum Sturze des Hauses bildeten. Der Jahrestag der Revolution wird in fünfzehn Tagen erscheinen, und er wird ein Schauspiel beleuchten, welches die Anstifter der Bewegung vor einem Decennium sich wenig träumen ließen. Die Macht der Tribune ist in Frankreich gebrochen, die Macht der Presse mit ihr, aber auch die Macht der polytechnischen Schule und des Faubourg St. Antoine, die Macht der unreifen Ideen der Jugend und der rohen Kraft des Böbels. Das Schauspiel welches Frankreich bot, war ein entwürdigendes. Die Ehrsucht Einzelner, der Uebermuth und der Unverstand der Massen stürzten eine Regierung, die, was man auch gegen sie einwenden mag, eine Regierung des Wohlwollens, der Bildung und der Civilisation war. Sie war nicht stark, aber Diejenigen, welche ihre Schwäche stets zu vergrößern suchten, hatten kein Recht, sie ihr vorzuwerfen. Sie konnte nicht sich auf die höchsten moralischen Grundsätze stützen, aber Diejenigen, welche sie zwangen mit ihrer eigenen Korruption zu transigiren, dürfen nicht ihr ihren Mangel an factischer Strenge vorwerfen. Die Urheber jener Bewegung haben ihren Lohn erhalten. Sie errangen nichts von dem, was sie anstrebten. Sie verloren alles vor dem, was sie besaßen. Ihr Land

hat sie auch nicht mit dem Glorionschein der Märtyrer umgeben. Sie erschienen nur als falsche Spieler, die betrogen, und trotz ihrem Betrüge in ein wohlverdientes Elend geriethen. Wenn die guten Bürger von Paris am 24. Februar den Vergleich zwischen Günst und Jegt anstellen, so sollten sie in die Kirche wallen und dem Herrn auf ihren Knien danken, daß er sie so gnädig für ihre Sünden gestraft hat. Sie hätten es verdient, daß der Kommunismus sie bis auf das Hemd geplündert und ihre Kinder als Bettler auf die Straße gestoßen hätte. Sie hätten es verdient, daß der Socialismus die Bande der Ehe und der Sittlichkeit gelöst und ihr Vaterland in ein Sodom und Gomorha würde verwandelt haben. Sie hätten es verdient, daß Ledru-Rollin und sein Gelichter die Guillotine aufgepflanzt und Tod und Schrecken über das Land losgelassen hätten. Allen diesen Gefahren hat der Himmel sie entrinnen lassen. Er hat ihnen, die einen Tyrannen verdient hatten, einen Herrn gegeben. Heute könnte kein Tribun die Massen zur Emeute reizen und dem Schiffe entgehen, welches ihn nach Cayenne führen würde; kein Pöbelhaufen die Pflastersteine aus dem Boden reißen, ohne von einem Kartätschenregen aus der Welt geschwemmt zu werden. Das schreckliche Interregnum, welches nach der Erschütterung der Ordnung ihrer Wiederherstellung voranzugehen pflegt, ist den Franzosen erspart worden. Sie fanden in Louis Napoleon sogleich den einzigen Mann, der sie retten konnte, der Mann, der sie verstand und den Muth hatte, das Verständniß seiner Aufgabe und seiner Nation durch seine Thaten sofort kundzutun. Es kann keinen vollkommeneren Gegensatz zu einem Bilde geben, als den des heutigen Frankreich, verglichen mit dem Bilde desselben Landes heute vor zehn Jahren. Es kann kein nützlicheres Studium für den Politiker geben, als die beiden miteinander in Vergleich zu stellen. Für die Weise, wie der Kaiser Napoleon heute regiert, gibt es eine Rechtfertigung, und diese vollkommen, glänzend, unwiderlegbar: die Weise, in welcher vor zehn Jahren Louis Philipp regierte und endete.

Die Franzosen sind ein gebildetes Volk voll humaner Instinkte. Es klingt hart, wenn man ihnen die Fakultät abspriecht, welche man Nationen zuerkennen muß, die in geistiger Hinsicht ihnen nicht überlegen sind, sich selbst zu regieren. Aber die Fähigkeit, sich in wahrhaft konstitutionellen Formen zu bewegen, ruht nicht in der Bildung Einzelner, sondern in einem Gesamtgefühl aller. Nur die allgemeine Liebe zu einem historisch gewordenen Zustande, die Achtung vor dem Hergebrachten, nur die Scheu, an der Wesenheit bestehender Einrichtungen zu rütteln, vermag einem Volke die Eigenschaften zu geben, ohne welche selbst bei der höchsten Bildung jede Selbstregierung unmöglich ist: Treue gegen sich selbst, Ruhe, Beharrlichkeit. In Frankreich war seit 1789 nichts historisch geworden, als der Wechsel und Napoleon. Er und sein Haus verließen die breittretenden Wege der Herrschaft der alten Bourbons, welche den Franzosen verhaßt worden war, und jener konstitutionellen Experimente, deren Resultate schon sichtbar waren, als sie begannen. Der jetzige Kaiser der Fran-

zosen versuchte an die politischen Formen anzuknüpfen, welche sein großer Ahn ihm überliefert hatte. Er erkannte richtig, daß der erste Napoleon sich durch diese allein hielt, daß er fiel nur durch den Widerstand einer Welt, welche er gegen sich selbst in Waffen gerufen hatte. Der Sturz des großen Napoleon beweist seinem Neffen, daß dessen Art, fremde Völker zu behandeln, eine falsche, aber daß seine Weise, die Franzosen zu regieren, eine richtige war. Der leitende Gedanke Napoleons des Dritten ist seither gewesen, seinen Ohm nachzuahmen, wo er unbezweifeltes Recht hatte. Er mußte die innere Geschichte Frankreichs wieder erneuern und ihre Kontinuität erhalten, damit das französische Nationalbewußtsein sich einst mit ihm verbinden könne.

Die Napoleonische Politik des heutigen Tages hat drei Rechtfertigungen: die Geschichte des ersten Kaiserreiches, die Regierung Karl des Zehnten und die Louis Philipp's. Die Franzosen haben für sich selbst entschieden, welche Regierungsform sie am besten vertragen können, und diese ist es, die der jetzige Kaiser für sie gewählt hat.

Mannigfaltiges.

* Aus Pest wird geschrieben: Julius Spiegler hat der ungarischen Akademie eine mathematische Arbeit vorgelegt: Logarithmen ohne Logarithmentafeln zu berechnen. Bei der Berathung über diese Arbeit entspann sich eine heftige Debatte. Der Verfasser, kein Ungar, hatte selbe in deutscher Sprache verfaßt, was Herrn v. Verta den Anlaß gab zu erinnern, daß die ungarische Akademie die Wissenschaften nur in ungarischer Sprache pflegen müsse. Dieser irriige Ausspruch wurde lebhaft bekämpft und widerlegt.

* Aus Turin schreibt man der „Trient. Zeitung“ folgende Begebenheit: Vor etwa einer Woche ereignete es sich, daß eine höchstgestellte Person, welche im ganzen Königreiche für einen leidenschaftlichen Jäger gilt, sei es aus Irrthum, sei es aus Unkunde, auf ein in einem Graben lauerndes, zottiges Thier anlegte und dasselbe als guter Schütze mit dem ersten Schusse tödtete. Doch in demselben Augenblicke sprang mit einem Stoße bewaffnet, der Eigenthümer des getödteten Thieres hervor, drohte und insultirte in nichts weniger als konstitutionellen Redensarten und wollte zu Thätlichkeiten übergehen, als man ihn verhaftete. Es wartete seiner nach dem ersten Paragraph der Verfassung und den Landesgesetzen eine schwere Strafe; auch wurde dieselbe feierlich gegen den Beleidiger ausgesprochen; doch in dem Augenblicke, als der Verurtheilte noch nicht mit sich weder über die Größe seines Verbrechens noch über die Schwere seiner Strafe im Reinen war, trat ein Hospitai in den Gerichtssaal und überreichte dem Beurlaubten ein gestempeltes Billet, worauf die Worte standen: Grazia del Re. Die Person des Beleidigten wird für Niemanden schwer zu errathen sein. Es war der König.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gott's Buchdruckerei in Kronstadt